MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81412-1

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

NEIDHARDT, EMIL

TITLE:

DIE BILDUNG DES WILLENS

PLACE:

BERLIN

DATE:

1885

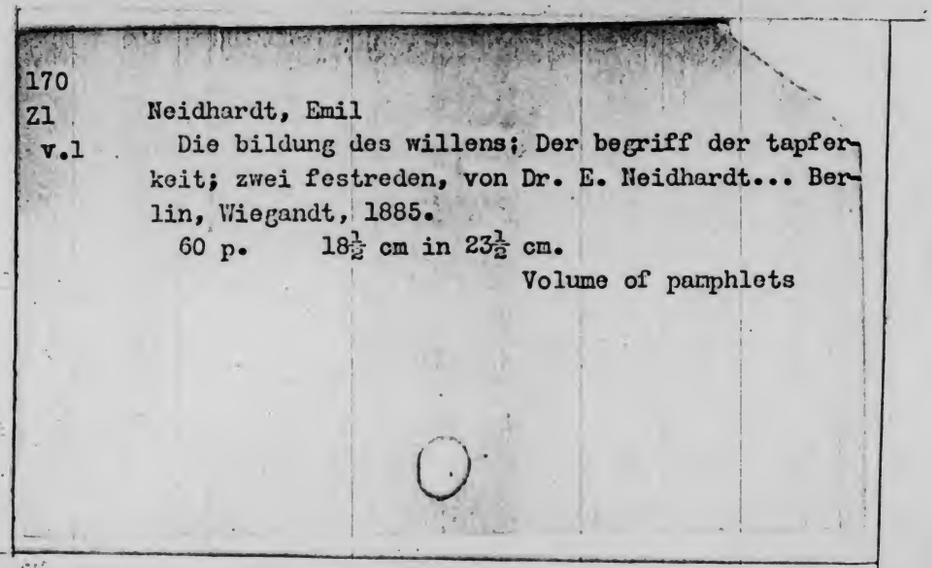
Master Negative #

93-81412-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



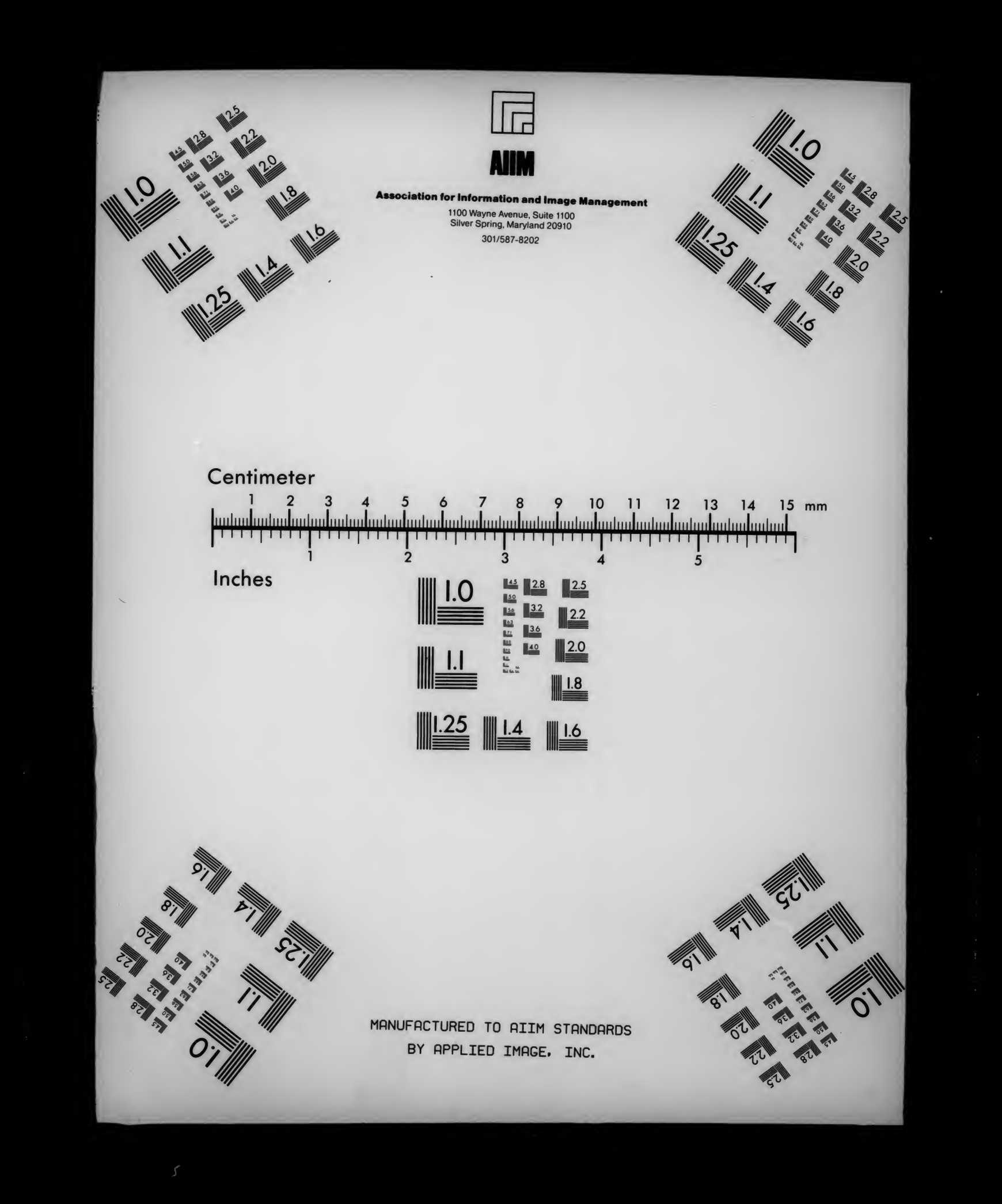
170
Z1
v.1

Neidhardt, Emil
Die bildung des willens; Der begriff der tapferkeit; zwei festreden, von Dr. E. Neidhardt... Berlin, Wiegandt, 1885.
60 p. 18½ cm in 23½ cm.
Volume of pamphlets

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-11-93 INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

170 No 3

Die Bildung des Willens.

Der Begriff der Tapferkeit.

Zwei Festreden

von

Dr. E. Neidhardt,
Gymnasiallehrer in Erfurt.

Berlin 1885.
Wiegandt & Grieben.

Die Bildung des Willens.
Der Begriff der Tapferkeit.

Zwei Festreden

von

Dr. E. Neidhardt,
Gymnasiallehrer in Erfurt.

Berlin 1885.
Wiegandt und Grieben.

Ueber die Bildung des Willens.

Geehrte Festversammlung. Liebe Schüler.

Mit frohbewegtem Herzen begehen wir heute den Geburtstag eines Fürsten, welchen den seinigen zu nennen eines jeden Deutschen und Preußen höchster Stolz sein sollte und, wie wir hoffen dürfen, den meisten auch wirklich ist. Überall, soweit Deutsche wohnen, weit über die Grenzen des Reiches hinaus bis in die entferntesten Winkel des Erdballes gedenken heute Millionen Herzen in dankbarer Verehrung des Herrschers, welcher der Nation, der ursprünglichsten und einst mächtigsten der abendländischen Welt, nach Jahrhunderten der Zerrissenheit und Ohnmacht wiedergegeben hat, was sie so lange schmerzlich entbehrte und ersehnte, das Bewußtsein fester Einigung und gesicherter Macht, welche, soweit menschliche Berechnung reicht, nicht mehr befürchten läßt, daß Deutschland je wieder

von seinen Nachbarn zertreten, ein Spielball ihrer Gelüste werde, der deutsche Name ein Spott unter den Völkern der Erde — wie so lange vorher und noch bis vor kurzem.

Noch lebt bei uns allen die Erinnerung an die wunderbaren Ereignisse und Thaten, durch welche es unserem Kaiser gelang so Großes zu schaffen den widerstrebenden Kräften des Auslandes, in Deutschland, ja anfänglich auch des eigenen, des preußischen Volkes zum Trotz.

Und wir brauchen nicht zu befürchten je in ihrer Bewunderung zu weit zu gehen. Näher scheint vielmehr die Gefahr zu liegen, daß wir, befangen und beengt durch die Kämpfe und Nöte des Augenblickes, sie unterschätzen. Vermögen wir aber zu Zeiten uns dieser Fesseln zu entschlagen, so erscheint der überschauenden und durch die Kenntnis der früheren Zustände geschärften Betrachtung die Wandelung, die von 1864—71 mit Deutschland und Europa vorgegangen ist, so riesengroß, so traumhaft, daß wir darauf verzichten müssen, ihr je ganz gerecht zu werden, und ihre zureichende Würdigung der Nachwelt überlassen.

Die Seele aber, der bewegende und bestimmende Mittelpunkt dieser Vorgänge war unser Kaiser.

Ich weiß wohl, daß er in seiner Bescheidenheit, dem sichersten Kennzeichen ächter Größe, diesen Ruhm von sich ablehnt; es kann mir auch nimmer in den

Sinn kommen die reichen Kräfte, die zu jenen Erfolgen mitgewirkt haben, die unvergleichliche Kunst unserer Staatsmänner und Feldherren, die unübertroffene Tapferkeit des Heeres, den Opfermut und den begeisterten Aufschwung des ganzen Volkes zu verkennen oder herabzusetzen.

Aber diese Erwägungen, welche in ähnlicher Weise bei der Betrachtung jeder großen geschichtlichen Persönlichkeit wiederkehren, werden uns in der Schätzung der persönlichen Verdienste unseres Kaisers nicht irre machen. Die Antwort, die vor Jahrtausenden Themistocles dem mißgünstigen Seriphier gab, welcher meinte, daß jener seinen Ruhm allein der Stadt Athen verdanke, behält ihre typische Giltigkeit für alle Zeiten. Du hast Recht, erwiderte er ihm, aber weder würde ich als ein Seriphier berühmt geworden sein, noch du als Athener. So auch in unserem Falle. So wenig der Ruhm unseres Kaisers ohne die Kraft Preußens und Deutschlands denkbar ist, so wenig die heutige Größe des Reiches ohne Kaiser Wilhelm.

Denn wie dem Themistocles das Verdienst bleibt in weiser Voraussicht des Kommenden seinen Staat für die bevorstehenden Kämpfe gerüstet zu haben; wie er in den entscheidenden Momenten immer das Richtige und Notwendige sah und seine widerstrebenden Mitbürger dafür zu gewinnen wußte; wie er in den besten Zeiten seines Wirkens allen eigenen

Vorteil, alle Eifersucht hintansetzte, ja das Teuerste daran gab, um nur der gemeinsamen Sache der Hellenen zum Siege zu verhelfen: so hat auch Kaiser Wilhelm die ernste Arbeit seines langen Lebens an die Erhöhung der preußischen Wehrkraft gesetzt und hat sie aufrecht erhalten trotz aller Anfechtungen, weil er wußte, worauf es für das Wohl des Staates ankam; er hat, als im Jahre 1866 der Kampf notwendig wurde, mit blutendem Herzen zwar, aber mit festem Mute die Entscheidung getroffen, die uns rettete, und, wie wir jetzt wissen, auch die meisten seiner damaligen Gegner. Und doch stand für ihn nicht weniger auf dem Spiele denn alles. Er hätte ja wohl bequemer leben mögen, in Frieden mit seinem Volke und seinen Nachbarn, und wäre immer ein mächtiger und geehrter König gewesen. Aber das Bewußtsein seiner Pflicht gegen Preußen und Deutschland, wie wenige ihn auch verstehen mochten, hieß ihn der eigenen Gefahr vergessen und alles daransetzen, um für das Vaterland alles zu gewinnen. Und wie damals, so auch im Jahre 1870.

Das Erhabenste aber und Schönste an alle dem: er hat nie die eigene Ehre gesucht, bei der umfassendsten und fruchtbarsten Thätigkeit immer die Männer, die er mit seltenem Scharfblicke zu seinen Gehilfen erkoren, in den Vordergrund der Aktion wie der Anerkennung gestellt, sie neidlos gewähren lassend.

Die Geschichte wird ihm auch in dieser Beziehung einst gerecht werden; die Nation aber dankt ihm nach anfänglicher schmerzlicher Verkennung schon jetzt mit der innigsten Verehrung. Sie weiß, was sie ihm schuldig ist.

Wir haben hiermit schon den Punkt berührt, der für das Verständnis der Erfolge unseres Kaisers entscheidend ist. Wohl haben vor ihm und neben ihm Fürsten von vielleicht reicherer Begabung auf Thronen gesessen, ohne doch zu gleicher Höhe zu gelangen. Die einen stürzten nach anfänglichem Glanze, wie die Napoleonen, weil sie ihre, wenn auch noch so gewaltige Kraft in den Dienst der Selbstsucht stellten, und ihre Schöpfungen sanken in den Staub; anderen fehlte es bei aller Weite des Blickes und den trefflichsten Absichten an furchtlosem Mute und Beharrlichkeit.

Das Geheimnis aber alles dauernden Wirkens in der sittlichen Welt, also auch in der Staatskunst, ist der gute, der feste und unentwegte Wille.

Wenn es nun der unbezweifelte Zweck und zugleich die höchste Weihe vaterländischer Gedenktage ist den Volksgeist durch Zurückrufung und Verdeutlichung der gefeierten Thaten oder Personen immer von neuem womöglich wieder auf die Höhe zu erheben, aus welcher jene hervorgingen oder handelten; die Aufgabe der Schule aber insonderheit dem heranwachsenden Geschlechte die Bedeutung des zu Feiernden zu erschließen und in ihm

den Sinn edler Nacheiferung und gleichen Strebens zu erwecken: so mag es heute nicht unangemessen erscheinen den eben ausgesprochenen Gedanken etwas weiter zu verfolgen — eine Betrachtung, welche an dieser Stelle naturgemäß die Form der Frage nach der Bildung des Willens annehmen wird.

Vor dieselbe Aufgabe aber stellt uns auch eine andere Reihe von Erwägungen, welche durch die früheren Ausführungen notwendig hervorgerufen werden und nur schwer bis hierher sich zurückdrängen ließen.

Wir alle wissen, daß auf die ruhmreiche Wiederaufrichtung des deutschen Reiches nicht eine Zeit der friedlichen inneren Entwickelung und ungestörten Genusses der erworbenen Güter gefolgt ist, wie wohl viele hofften. Nach der Bändigung des äußeren Feindes sind im Inneren des jungen Reiches Kämpfe ausgebrochen, die zwar, wie wir hoffen, seinen Bestand nicht gefährden werden, aber doch sein Erstarken erschweren und seine Kräfte vielleicht auf lange noch in Anspruch nehmen. Großes ist gethan, Großes, vielleicht Größeres bleibt noch zu thun übrig. Man braucht darüber nicht gerade zu klagen, wenn man es wohl auch anders hätte wünschen mögen. Denn Kampf und Streit ist nun einmal die Signatur alles Erdenlebens, und es kommt nicht so sehr darauf an, ihn zu vermeiden, als ihn zu bestehen. Wohl aber wird die Aufgabe der Erziehenden die Jugend so zu

bilden, daß sie einst mit edlen Zielen und festem Willen in das öffentliche Leben eintreten kann, dadurch noch dringender.

Und noch direkter fühlen wir uns berührt, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie gerade die Schule für die Heilung mannigfacher Schäden der Gesellschaft jetzt mehr als je in Anspruch genommen wird. Nach manchen hochachtbaren Stimmen scheint es fast, als könne nur von ihr noch das Heil kommen. Ich gestehe, daß mir dies auf einer Übertreibung, genauer gesagt, auf einer Verwechselung der Schule mit der Erziehung überhaupt zu beruhen scheint, zu der noch gar viele andere Mächte, vor allem das Haus, Staat und Kirche berufen sind. Wohl sind Fälle denkbar, leider hie und da auch wirklich, wo günstige erziehliche Einwirkungen nur noch durch die Schule an die Kinder gelangen können; aber es steht sehr zu fürchten, daß auch diese dann fruchtlos sein werden. Und sollten diese traurigen Verhältnisse überhand nehmen, so werden uns schwere Erfahrungen, Opfer und Anstrengungen nicht erspart bleiben. Da nun aber immerhin auch in vergleichsweise normalen Zuständen die Schule ein wichtiges Glied in der Reihe der erziehenden Mächte bildet, so wird sie den an sie neuerdings erhobenen Anforderungen nicht völlig ausweichen können und vor allem auf den Mittelpunkt aller erziehlichen Thätigkeit, auf die Bildung des Willens

— und darauf laufen im Grunde auch alle jene Wünsche hinaus — immer von neuem und immer tiefer einzugehen haben.

Die Frage nach der Bildung des Willens setzt sein Dasein voraus. Aber dieses Dasein ist nicht immer und nicht überall anerkannt, wenigstens in der Theorie, und wird gerade in unserer Zeit von sehr vielen bestritten.

Wenn nun auch in dieser Stunde eine erschöpfende Lösung dieses schwierigen Problems nicht versucht werden kann, so müssen wir um seiner grundlegenden Bedeutung willen doch Stellung dazu nehmen. Denn nichts ist klarer, als daß auf der Anerkennung des freien Willens und der aus ihm entspringenden Verantwortlichkeit das ganze Gebäude der sittlichen Welt beruht, das mit ihm steht und fällt.

Schon diese Thatsache und ihre unermeßliche Bedeutung wird uns gegen Lehren, welche im eigentlichsten Sinne die Würde und das Wesen der Menschheit verneinen, mißtrauisch machen, und selbst, wenn wir sie nicht zu widerlegen vermöchten, werden wir eher geneigt sein dies der Unzulänglichkeit unserer Einsicht zuzuschreiben als den Glauben an das Beste, das wir besitzen, aufzugeben.

Und noch gerechtfertigter erscheint diese Stimmung, wenn wir uns erinnern, daß es beinahe nichts giebt im Himmel und auf Erden, dessen Dasein nicht schon

im Verlaufe der Zeiten von dem denkenden Geiste in Zweifel gezogen und geleugnet wäre. Selbst das, was dem gewöhnlichen Bewußtsein als das Sicherste, gar vielen heut zu Tage als das allein Wirkliche gilt, die Sinnenwelt, ist diesem Geschicke nicht entgangen, und man kann nicht sagen, daß sie mit weniger Scharfsinn und Nachdruck geleugnet sei als die übersinnliche.

Es ist immer derselbe Vorgang. Sobald der Geist versucht in das Wesen der Dinge einzudringen, findet er sich in Schwierigkeiten und Widersprüche verwickelt, die seiner Anstrengung spotten. Hier und da gelingt es ihm wohl, sich zurecht zu finden; wo dies aber nicht der Fall ist, erscheint ihm die vermeintliche Denkwidrigkeit nachgerade so unerträglich, daß er sie mit der Leugnung der Existenz des Unbegriffenen aus dem Wege zu schaffen sucht.

So begreiflich dies nun ist, so gewaltsam und vermessen ist es auch. Man geberdet sich, als habe man die Welt zu schaffen, zu bestimmen, was sein darf, und was nicht, statt sie nur *nachzudenken* und zu verstehen, soweit man eben vermag. Hiermit soll der Wert und die Berechtigung der philosophischen Forschung keineswegs bestritten werden; sie soll und darf ihren Gang verfolgen, nur ihren eigenen Gesetzen gehorchend und unbekümmert um das Ziel, zu dem sie führen wird. Aber was man bei der doch sattsam

erhärteten Beschränktheit menschlichen Erkennens von ihr verlangen muß, ist, daß sie ihre Ergebnisse an dem Bestande der Welt messe und prüfe.

Von den Ansichten nun, welche die Freiheit des Willens verwerfen, ist keine verbreiteter, aber auch keine weniger begründet als die materialistische. Giebt es freilich nur Stoffe und Kräfte, die nach gewissen Gesetzen auf einander wirken, so sind auch die menschlichen Handlungen so notwendig und unabänderlich, wie die Bewegungen der Gestirne, nur daß sie leider die herrliche Ordnung und Harmonie derselben oft vermissen lassen.

Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie ungenügend und widerspruchsvoll schon die Grundbegriffe sind, mit denen der Materialismus arbeitet, — die Atome mit ihren Kräften und die Gesetze, die darüber schweben, man weiß nicht wo, und auf sie wirken, man weiß nicht wie, keines wissend von sich noch von den anderen. Hat doch vor kurzem ein gefeierter Naturforscher, der selbst keiner anderen Begriffe sich bedient, mit dem denkbarsten Nachdruck öffentlich erklärt, daß sie nie durch das Wissen erfaßt seien, ja auch in Zukunft niemals erfaßt werden könnten. Aber es mag der Mühe wert sein, sich klar zu machen, was man erreicht, auch wenn man jene zugiebt. Noch ist die wirkliche Welt, die doch nirgends in einem bunten Haufen von Atomen, sondern in zusammengesetzten Formen von eigenartiger

Notwendigkeit und oft greifbarer Planmäßigkeit besteht, nicht erklärt. Der Materialismus hat hierfür nichts als den Zufall. Nun mag man, nach der Darstellung eines anderen Forschers, unter den genannten Voraussetzungen die Möglichkeit einräumen, daß im Laufe der Jahrtausende durch das Spiel unbewußter Naturkräfte unter Millionen sinnloser und vergänglicher Bildungen auch einmal dauerhaftere zufällig entstünden, die wie das Werk einer ordnenden Hand aussähen, ohne es zu sein. So hätte es in der That nur einer gewissen Reihenfolge von Windstößen in wechselnder Richtung bedurft, um aus den einzelnen Sandkörnern, die jeder von ihnen forttrieb, die Massen der ägyptischen Pyramiden allmählich aufzubauen. Aber indem wir diese abstrakte Möglichkeit zugeben, werden wir uns stillschweigend und für immer abwenden von der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit einer solchen Anschauung. Sich auf diese Weise die Welt erklären heißt denn doch das Abenteuer zum Gotte machen. Und dabei handelte es sich in dem gebrauchten Beispiele noch um so einfache Gebilde, die man mit der unendlichen Mannigfaltigkeit und Tiefe der organischen Natur auch nicht einmal in Vergleich stellen kann.

Aber auch selbst diese unglaubliche Entstehung der Welt zugegeben, — wie weit wird sie verstanden? Derselbe Gelehrte, welcher die ewige Unbegreiflichkeit von Materie und Kraft proklamierte, hat nachgewiesen,

daß, wenn auch unsere Kenntnis der lebendigen Körper, wozu wenig Aussicht ist, je so vollständig und erschöpfend würde, daß selbst die verborgensten Vorgänge, die feinsten Regungen ihres Inneren bis ins kleinste klar vor uns lägen; wenn wir ganz genau wüßten, was im Auge vorgeht, wann wir sehen, im Ohre, wann wir hören, im Gehirn bei allen Empfindungen; wenn die Bewegungen und Thätigkeiten dieser unendlich komplizierten Organe vom Beobachter so deutlich durchschaut würden, wie vom Astronomen die der Gestirne: daß dann das Zustandekommen auch der geringsten Empfindung im niedrigsten Tiere immer noch ein völliges und nie lösbares Rätsel bleibt, geschweige denn das Auftreten höherer geistiger Vermögen. Denn alle jene Vorgänge sind nur Vorbereitungen zu dem Erfolge der Empfindung oder Wahrnehmung, nie dieser selbst, der sich jenseits aller Körperlichkeit vollzieht.

Sonach ist schwer zu sagen, wie eine Weltanschauung haltloser in ihren Grundlagen, phantastischer in ihrer Konstruktion, dürftiger in ihren Ergebnissen sein kann als die materialistische, welche die sicherste, nüchternste und genugsamste von allen zu sein behauptet.

Leider aber ist sie auch die verderblichste und bedroht uns bei fortschreitender Verbreitung mit einer Barbarei, gegen welche die uncivilisierter Horden unvergleichlich harmlos und hoffnungsreich erscheint. Und

dies darum, weil der Materialismus auf intellektuellem Gebiete die Wahrheit, auf ethischem das Recht aufhebt. Es wäre gewiß nicht richtig, wenn man den Anhängern dieser Richtung darum die Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe absprechen wollte. Aber sie besitzen solche nicht *kraft*, sondern vermöge einer glücklichen Inkonsequenz *trotz* ihrer Principien, die nach einer ganz anderen Richtung hintreiben. Setzen wir den Fall, ein solcher geriete mit einem Vertreter der entgegengesetzten Ansicht in Streit; er wird natürlich nicht überzeugt werden; ist er aber irgend konsequent, so muß er anerkennen, daß der Gegner gar nicht anders denken kann, als er denkt: sein Gehirn ist eben so konstruiert. Der Materialist wird sich zu helfen versuchen, indem er den Gegner der Reihe nach für verbildet, krankhaft beanlagt und böswillig, sich aber für aufgeklärt, gesund und ehrlich erklärt. Das ist zwar eine Anmaßung, die er sich aber nicht verübeln wird, da er ja nicht anders kann. Denkt er etwas weiter nach, so wird ihm die Erkenntnis aufgehen, daß die von ihm angenommene Krankheit oder Bosheit doch eigentlich keinen Sinn hat in einer Welt, da *alles* notwendig ist, wo die höchste Weisheit und die edelste Gesinnung ebenso verdienstlose und gleichgiltige Wirkung blinder Kräfte sind als Verruchtheit und Wahnsinn. — Das Ende ist, daß der Einzelne sich ganz auf sich zurückzieht und alle die Narrenspossen von

Gesetz und Vernunft, Bildung und Tugend totschlägt, das Denken aufgiebt und sein wechselndes Belieben zur Richtschnur seines Handelns macht, wenn anders man hier noch von einer Richtschnur reden darf.

Diese erschreckenden Konsequenzen sind in der Theorie längst gezogen, im Leben glücklicher Weise bisher nur selten verwirklicht. Von Zeit zu Zeit aber erinnern furchtbare Ausbrüche gesetzloser Massen oder kalt berechnender Bosheit Einzelner die bangende Gesellschaft daran, was aus dem Menschen wird, wenn ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit abhanden kommt. Und dieses erschüttert der Materialismus durch seine Verkündigung der unabänderlichen Notwendigkeit alles Geschehens.

Dasselbe Resultat wird sich überall ergeben, wo immer eine solche Notwendigkeit statuiert wird, sei es, wie die neueste Modephilosophie will, im Interesse eines unbewußten Absoluten, sei es selbst zur vermeintlichen Aufrechterhaltung der Ehre und Macht des persönlichen Gottes und seines Weltplanes. Denn Verantwortlichkeit und Unfreiheit vertragen sich auf die Dauer nicht mit einander, und wird die letztere im Bewußtsein herrschend, so verflüchtigt sich die erstere. Nur wird man finden, daß diesen Lehren wohl mehr Erhabenheit, aber bei gleicher Trostlosigkeit auch mehr Grausamkeit inne wohne als dem Materialismus. Denn sie setzen dem fehlenden Geiste nicht nur den Widerstand der verletzten Weltordnung, die Strafe,

entgegen, sondern sie fügen dieser auch noch den Stachel des Schuldbewußtseins hinzu, das jener nicht kannte, und lassen ihn so doppelt leiden für etwas, das ihm doch nicht als eigene That angehörte. Ihre dichterische Form hat diese Anschauung in jenen berühmten Versen gefunden:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wenn das so ist, so kann man freilich fragen, ob diese »himmlischen« Mächte ihren Namen mit Recht führen. Und in der That laufen diese Annahmen einerseits auf die furchtbare Lehre der Prädestination hinaus, welche die Qual der Verdammten zur Folie der Seligkeit Gottes und seiner Heiligen macht; andererseits auf den sogenannten Pessimismus, der in der Welt nichts sieht als den mißlungenen Versuch eines übelberatenen blinden Willens, der zwar nicht besser ausfallen konnte, als er ausgefallen, aber immerhin miserabel genug ist, um den Wunsch nach seiner Zerstörung zu rechtfertigen. Aber auch diese Hoffnung hat der neueste Fortschritt dieser Richtung

als trügerisch nachgewiesen und gezeigt, daß die Welt eine Hölle, in welcher der unvernünftige Wille zum Leben verurteilt ist sich immer von neuem wiederzugebären zu hoffnungsloser Qual.

* * *

Als einst der griechische Weise Zeno einem Bekannten jene scharfsinnigen Untersuchungen vorgetragen hatte, in welchen er die Widersprüche in dem Begriffe der Bewegung aufdeckte, deren Wirklichkeit er darum leugnete, setzte sich jener statt aller Antwort vor ihm in Bewegung. Und dieser Einwand ist nicht so kunstlos als er aussieht. Denn wenn keine Bewegung möglich ist, — woher dann ihr Schein, der doch schlechterdings nicht geleugnet werden kann? Durch welchen Kunstgriff soll es möglich sein ihn aus der absoluten Ruhe abzuleiten?

So stellen auch wir allen denen, welche, aus was für Gründen auch immer, die Möglichkeit des freien Willens bestreiten, sein Dasein als eine unverrückbare Thatsache des Bewußtseins entgegen. Nichts ist uns gewisser, als daß wir wollen; ebenso gewiß, als daß wir empfinden, fühlen, denken, als daß wir Ich sind. Wie stark auch immer die Antriebe sein mögen, die, von innen oder außen kommend, unsere Handlungen zu beeinflussen suchen, wir fühlen deutlich, daß sie zu Motiven, d. h. zu Bestimmungsgründen

unseres Wollens erst durch unsere Einwilligung werden. Darum rechnen wir unsere Handlungen uns als die unsrigen zu; darum fühlen wir uns für sie verantwortlich, und keine, so bereitwillig und so leicht hervorgesuchten Entschuldigungen vermögen uns auf die Dauer darüber zu täuschen. Selbst diejenigen, welche in der Theorie nicht frei zu wollen meinen, handeln doch so, als ob sie wollten, und setzen dies bei ihrer Umgebung voraus. Die Macht und Wahrheit des Lebens sind eben stärker als Schulmeinungen, und es gehört schon eine starke und gewaltsame Verblendung dazu, um sich nur auf Augenblicke von jenen loszumachen. Das ist denn auch der Grund, warum die gefährlichen Folgen jener Lehren im ganzen doch nur selten zur praktischen Verwirklichung gelangen, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß auch in solchen Fällen vielleicht auf einige Zeit, nie aber auf immer die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen ist.

Wenn dem nun so ist, wie soll man diese Thatsache der inneren Erfahrung, die unmittelbare Gewißheit des freien Wollens je anders erklären als durch ihre Wirklichkeit? Wie sollte es möglich sein, daß aus einer fortlaufenden Reihe von Nötigungen physischer oder geistiger Art jemals das Bewußtsein der Freiheit entspränge, sich behauptete und zur allgemeinen Herrschaft gelangte?

Es ist ein völlig aussichtsloses Beginnen aus irgend etwas dasjenige, was es *nicht* ist, herauszukonstruieren. Steht also die Thatsache des freien Willens mit irgend welcher Vorstellung von Gott und Welt in Widerspruch, so ist nicht jene, sondern diese zu verwerfen, und wir bleiben bei jenem anderen schönen Dichterworte:

> Der Mensch ist *frei* geschaffen, ist frei,
> Und würd er in Ketten geboren.

Freilich, der Mensch ist *geschaffen*. So ist auch seine Freiheit nicht eine absolute, sondern in die Schranken des Wesens eingeschlossen, das nicht er sich gegeben. Wir treten in dies Leben ein und verlassen es ohne unseren Willen, gleich von Anbeginn nach Ort und Zeit, Geschlecht und Volk, Stand und Anlagen des Körpers und Geistes unabänderlich bestimmt, weiterhin zahllosen Wechselfällen des Geschickes unterworfen, über die wir keine Macht haben. Hier also ist kein Raum für die Freiheit. Wenn dann nach den ersten dumpfen Stadien der Entwickelung das Selbstbewußtsein aufblitzt, das Ich seine Rechte geltend machen will, da heißt es gar bald: dies thue, jenes laß; und so hoch und weit auch seine Entwickelung einen Menschen führen möge, über die Gesetze der sittlichen Welt, die ihn in jedem Augenblicke seines bewußten Daseins begleiten und Forderungen an ihn stellen, kann er sich so wenig erheben als über die der Natur. Wohl

kann er hinter ihnen zurückbleiben, sie verletzen, — aber nicht, ohne daß diese Übertretung sich früher oder später auf das empfindlichste an ihm rächt.

So kann man sagen, da, was er thun soll, dem Menschen vorgeschrieben ist, seine Freiheit material in dem Vermögen bestehe anderes, d. h. jenes *nicht* zu thun und sich dadurch unglücklich zu machen. Steht es so, so sind wir allerdings schlimmer daran als die Tiere, die ohne diese Wahl und Qual wertloser Selbstherrlichkeit thun, was sie müssen, und sich wohl dabei befinden.

Offenbar aber geht diese Anschauung von einem Begriffe der Freiheit aus, wonach sie in bloßem Belieben, in reiner Willkür besteht, die, uneingeschränkt durch irgend ein Gesetz, nur sich selbst bezweckt und durchsetzt. Eine solche Freiheit wäre aber gänzlich inhaltlos und nichtig. Denn gesetzt, es wäre einem geschaffenen Wesen gestattet, zu thun, was ihm gefiele, — was würde es thun? Doch nur, was ihm gefiele, d. h. was ihm angenehm wäre. Was ihm aber angenehm ist, kann es nicht selbst bestimmen, sondern ist ihm durch seine eigene, wie durch die Natur der Dinge vorgezeichnet. Und so sind wir wieder mitten in der Bestimmtheit und Abhängigkeit, welche die Willkür zu fliehen suchte.

Um es kurz zu sagen: die Freiheit des Menschen besteht allerdings im Sollen. Aber das, was er soll,

der Inhalt der sittlichen Gesetze, ist nicht ihm etwas Fremdes, äußerlich Aufgedrungenes, sondern der Ausdruck, gewissermaßen die Formulierung seines eigenen Wesens, an deren Erfüllung er zu sich selbst, zu seiner Bestimmung, zu seinem Glücke kommt.

Daß er dies aber nur soll, nicht muß, hat nicht den Sinn, daß er es auch unterlasse, sondern daß seine sittliche Entwickelung auf jedem Punkte im Wollen durch ihn selbst erfolge, das freie und dadurch doppelt wertvolle Erzeugnis seines eigenen Thuns sei. Sich selbst nach seiner Idee, sagen wir lieber nach Gottes Bild und Willen zu bilden ist die hohe Aufgabe, zugleich der Adelsbrief des menschlichen Geschlechtes.

Geschehen aber kann diese Entwickelung nur innerhalb der sittlichen Gemeinschaften, einmal weil die menschliche Persönlichkeit als werdende und anfangs gänzlich hilflose der leiblichen und geistigen Pflege ihrer Umgebung, und weil sie ferner als Individualität der Ergänzung durch das Gemeinschaftsleben bedarf, um sich ihrer besonderen Stellung und Aufgabe bewußt zu werden. Diesen Prozeß anzubahnen, dem Willen sittliche Normen zu geben und ihn so weit zu stärken, daß er, mündig geworden, sich selbst nach ihnen weiter leite, ist die Aufgabe der Erziehung. Welche Stellung aber hat in dieser die Schule, und weiter unter den mannigfachen Arten derselben wieder die unsrige?

Man hat oft gesagt, daß die Schule nur eine Unterrichtsanstalt sei, bestimmt, ihren Schülern eine gewisse Summe von Kenntnissen zu überliefern, deren sie zu ihrem künftigen Berufe bedürften. Auch so schon würde ihre Thätigkeit zu den erziehlichen gehören, indem sie den Erwerb wichtiger und unerläßlicher Vorbedingungen zur Wirksamkeit im sittlichen Leben vermittelte. Aber weiter: jede Unterweisung, die ihr Ziel erreichen will, was auch immer ihr Gegenstand sei, muß den Willen des Schülers in Anspruch nehmen, muß also erziehen, auch wenn sie es gar nicht beabsichtigte. Denkt man sich nun einen Kreis bedeutsamer Stoffe in den Rahmen einer Anstalt zusammen geschlossen, welche die Schüler auf eine lange Reihe der für die Entwickelung entscheidenden Jahre beansprucht, so liegt auf der Hand, wie wesentlich ihr Anteil an der Bildung des Willens sein wird, nicht nur nach der Seite der Kraftübung an den unzähligen Aufgaben, die sie täglich und stündlich stellt, sondern auch inhaltlich. In ihr lernt der Schüler zuerst ein gesetzlich geordnetes Gemeinwesen kennen, das einem jeden seine Stellung und Obliegenheit genau vorschreibt und seine Forderungen jedem Einzelwillen gegenüber aufrecht erhält; in ihr erhält er Belehrung über einen großen Teil der natürlichen und geistigen Welt und damit über die möglichen Zielpunkte eines vernünftigen Wollens.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Stunde sein eine fachmännische Darstellung des Systemes der Veranstaltungen zu geben, durch welche das Gymnasium sein Bildungsziel, in diesem also auch die Bildung des Willens zu erreichen sucht. Hier genügt es darauf hingewiesen zu haben, wie dieses Ziel nur durch Inanspruchnahme des Willens erreicht, und wie durch diese wiederum und ihre Erfolge der Wille zur Lösung höherer Aufgaben vorbereitet und gestärkt wird. Ohnehin besitzt das Gymnasium keine spezifischen erziehlichen Mittel, die nicht jede zweckmäßig eingerichtete Schule haben könnte; und wie hoch immer man den ethischen Gewinn anschlagen mag, der aus der Einführung in die antike Litteratur gezogen werden kann, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieser Gehalt auch auf anderem Wege der Jugend zugänglich gemacht werden oder durch andere Litteraturen ebenbürtig ersetzt werden kann. Die allgemeinen Erfordernisse aber, daß die Aufgaben richtig gewählt, wohlbemessen und für mittlere Kräfte lösbar seien; daß die Anordnungen der Zucht von sittlichem Geiste getragen werden; daß die Schüler nicht um Ehre oder Belohnung willen ihre Pflicht zu thun gewöhnt, sondern durch Belebung und Entwickelung ihres sittlichen Gefühles dazu angehalten werden; daß endlich die kräftigste und tiefste Wurzel aller sittlichen Verpflichtung, das religiöse Leben, im Unterrichte wie in den Einrichtungen der

Schule die gebührende Pflege finde: diese Erfordernisse in der Organisation des Gymnasiums als erfüllt oder auch mangelnd nachzuweisen, würde an dieser Stelle unnötig und erfolglos sein. Denn weder den vorhandenen noch den etwa nicht vorhandenen Einrichtungen dieser Art würde durch solche Ausführung irgend welche Existenz oder Kraft zuwachsen.

Ersprießlicher dagegen als eine solche Betrachtung der Institution möchte die der persönlichen Vorbedingungen sein, welche von Euch, liebe Schüler, erfordert werden, wenn unsere Schule ihre Aufgabe an Euch erfüllen soll, und die allein in Eure Hand gegeben sind.

Zu diesem Zwecke weise ich von neuem auf die Thatsache hin, daß die Erreichung der uns gesteckten Ziele im ganzen wie im einzelnen zumeist von unserem Wollen abhängig ist. Jeder von Euch hat an sich selbst wie an anderen schon die Erfahrung machen können, daß, was anfangs unüberwindlich schwer erschien, durch ernste und beharrliche Anstrengung doch bewältigt wurde; noch viel häufiger die andere, daß Nichtkönnen und Mißerfolge lediglich auf der Schwäche des Willens beruhten, was am deutlichsten dann hervortritt, wenn durch den plötzlich angeregten Entschluß nun doch sogleich geleistet wird, was zuerst verweigert wurde. Es würde aber nichts helfen Euch zuzurufen, daß ihr wollen müßt; denn könntet Ihr das immer, so wäret Ihr schon am Ziele der Erziehung, so be-

dürftet Ihr keiner Schule, sondern etwa einer Anzahl geeigneter Bücher.

Dazu eben ist die Schule und dazu sind wir Lehrer da, um durch immer erneuerte Impulse Euren Willen, wo seine eigene Kraft erlahmen will, zu beleben und zu stärken. Nicht, daß ihr Euch gewöhnen sollt immer erst auf diese Antriebe zu warten, sondern je weiter Eure Entwickelung fortschreitet, um so seltener müssen sie nötig werden, bis sie mit der Erklärung der Reife ganz aufhören. Was Ihr aber von Anfang an auf allen Stufen dazu thun müßt, damit sie fruchtbar werden, und was Ihr allein thun könnt, ist, daß Ihr diesen Anregungen nachgebet, sie auf Euch wirken laßt. Hierzu aber ist nicht wieder ein immer erneuerter Entschluß nötig, sondern eine bleibende Verfassung des Gemütes, deren Wesen sich kurz durch das alte Wort ausdrücken läßt:

»Wer lernen will, muß glauben.«

Es heißt das nicht bloß, daß kein Mensch von einem andern etwas lernen kann, wenn er seinen Worten nicht glaubt, sondern bezeichnet ein Vertrauensverhältnis, das in unserem Falle nach zwei Seiten hin gewendet ist. Ihr könnt das Ziel, das Euch hier gesteckt ist, schwerlich erreichen, wenn Ihr nicht vertraut, daß der Weg der rechte und die Führer zuverlässig sind.

Wenn die Gesetze und Anordnungen der Schule Euch manchmal unverständlich erscheinen und ihre

Erfüllung Euch schwer wird: habt das Vertrauen, daß sie nicht ersonnen sind, um Euch zu quälen, sondern um Euer wahres Wohl zu fördern.

Weit häufiger aber noch, ich weiß es, zeigt sich ein anderes Mißtrauen, das in der besonderen Einrichtung des Gymnasiums seine Veranlassung hat, — ich meine die energische Betreibung der alten Sprachen. Gar manche, denen Latein und Griechisch recht schwer fällt, seufzen: was soll uns das? sie werden in solcher Ansicht, wie es von jeher üblich war, vielleicht von außen noch bestärkt und rauben sich mit diesem Zweifel einen großen Teil der Kraft und damit des Erfolges, der ihnen sonst möglich wäre. Anderen geht es so mit der Mathematik, anderen mit der Geschichte, und so fort. Was soll man Euch auf diese Zweifel erwidern? Begreiflich machen, welchen Sinn und Nutzen diese Unterrichtsgegenstände haben, läßt sich Euch nicht; denn dazu müßtet Ihr sie schon ergriffen haben, und dann wäre es unnötig: so habt denn das Vertrauen, daß sie nicht willkürlich und aus ungerechtfertigter Vorliebe gewählt sind, und wisset, daß sie seit Jahrhunderten von den Weisesten und Besten der Nation als die trefflichsten Bildungsmittel des Geistes und als notwendige Grundlagen der wissenschaftlichen Thätigkeit erkannt und erprobt sind, und daß, wie es scheint, in den letzten Jahren ihr Wert auch in der allge-

meinen Geltung wieder höher steht als vordem. Daß das Gymnasium so, wie es bisher geworden ist, auch abgesehen von allen Mängeln der Personen, als bloße Institution nicht vollkommen ist: wer wollte es leugnen? Aber wenn es auch nicht den Anspruch macht die denkbar beste Schule zu sein, so dürft Ihr doch vertrauen, daß es eine bessere für die Zwecke der höheren Bildung nicht giebt.

Und wie zur Schule, so habt auch Zutrauen zu Euren Lehrern; glaubt, daß sie es gut mit Euch meinen und selbst, wenn sie Euch wehe thun, nur Euer Bestes im Auge haben.

Statt dessen muß man leider nur zu oft die Erfahrung machen, daß manche Schüler sich in einer Art Kriegszustand mit dem Lehrer befindlich betrachten, und wenn sie aus Furcht vor Strafen und Nachteilen auch selten bis zur offenen Auflehnung fortschreiten, doch jede Gelegenheit benutzen ihn zu hintergehen, sich seinen Forderungen zu entziehen, womöglich ihn auch zu kränken. Und so verbreitet ist diese traurige Verkehrtheit, daß sie weithin als etwas ganz Unschuldiges angesehen wird, als ein lustiges Spiel, das in jüngster Zeit auch in der Litteratur seine Darstellung und ein sehr dankbares Publikum gefunden hat, nicht nur in Schülerkreisen.

Ich will von dem Unrecht solches Thuns nicht weiter sprechen und nur auf den Schaden hinweisen,

den diese Gesinnung sich selbst bereitet. Es ist ja wohl möglich, daß bei solchem Verhalten einmal ein Witz herauskommt, der dem Lehrer die bitterste Kränkung, dem Urheber aber und seinen Genossen ungemeines Vergnügen verursacht; es ist auch denkbar, daß, wenn der Unfug Dank strenger Aufsicht nicht zu große Ausdehnung gewinnt, noch manches gelernt wird; aber die beste Frucht alles Unterrichtes, sein eigentlich bildendes Element, die innige und vertrauensvolle Wechselbeziehung zwischen dem Geiste des Lehrers und der Schüler ist ganz dahin.

Und noch eines seid gewiß: wir werden uns durch solche Ungebühr des Übermutes und der Unvernunft nie irre machen lassen in dem Berufe, in den uns Gott gestellt; wir werden, wenn auch den Mängeln und Gebrechen der menschlichen Natur unterworfen gleich wie Ihr, so doch als Männer, welche die Kraft ihres Lebens an das Werk der Jugendbildung gesetzt haben, fortfahren in dem Bestreben Euch an unserem Teile durch Unterricht und Zucht, ist es nötig, mit unnachsichtiger Strenge, immer aber in warmer und ernster Liebe emporzuheben, nicht zu uns, sondern weit höher hinauf in das Reich der Wahrheit und des Guten, ja, wo es möglich wäre, zu der Quelle aller Wahrheit, zu der ewigen Liebe, zu Gott.

Möchtet aber auch Ihr Euch von dem Gefühle durchdringen lassen, daß wir in der Schule nicht ver-

sammelt sind zu zwecklosem Thun und kindischem Spiel, sondern zu gemeinschaftlicher Arbeit in dem heiligen Dienste Gottes und der Menschheit; möchtet Ihr all Euer Thun und Treiben in dieser Anstalt betrachten lernen in dem ernsten Lichte gewissenhafter Vorbereitung auf das Leben, das selbst wieder eine Schule der Vorbereitung ist, nur weit schwerer und verantwortungsreicher, von deren Ergebnis es abhängt, ob wir teil nehmen werden an dem künftigen Leben, da alle Aufgaben und alle Rätsel dieses irdischen Daseins zu ihrer seligen Lösung und Erfüllung gelangen, da Gott sein wird alles in allem.

Es ist ein tröstliches und erhebendes Gefühl in dieser Überzeugung sich eins zu wissen mit dem, dessen Gedenktag wir heute feiern, mit unserm teuren Kaiser. Nicht als ob die christliche Wahrheit des Zeugnisses der Großen und Gewaltigen zu ihrer Giltigkeit bedürfte; sie hat ihre weltüberwindende Kraft bewährt auch ohne diese, ja gegen sie, im Kampfe mit den stärksten Mächten der Erde, und wird dies auch ferner thun. Denn sie ist nicht von dieser Welt, und ihr eigentlicher Schauplatz sind nicht die irdischen Reiche und Staaten, die doch immer mehr oder weniger in den äußeren Aufgaben der Endlichkeit befangen bleiben, sondern das Menschenherz, das zu Gott geschaffen ist und nicht eher zur Ruhe kommt, als bis es ruht in ihm. Aber eben dies, daß nichts Irdisches im

Stande ist uns volles Genüge zu gewähren; daß Sinn und Bedeutung des Menschenlebens sich uns nur erschließen im Lichte der Ewigkeit; daß unser Wille, soll er anders Gutes schaffen, genährt werden muß mit den Kräften der zukünftigen Welt: dafür gibt es nächst der eigenen inneren Erfahrung keinen deutlicheren Beleg, als wenn ein Mann, der auf der höchsten Höhe irdischer Glückseligkeit, Erfahrung und Macht steht, vor aller Welt bekennt wahren Trost der Hoffnung, genugsames Licht der Erkenntnis, die starken Wurzeln seiner Kraft allein gefunden zu haben in dem aufrichtigen und demütigen Glauben an Gott und den, den er gesandt, wie unser Kaiser dies so oft, in so überzeugender und herzgewinnender Weise gethan hat.

Darum sind wir auch gewiß ganz in seinem Sinne zu handeln, wenn wir unsere Gedanken noch einmal sammeln, nicht zum Ruhme seiner Thaten, sondern zum Danke gegen Gott, der ihn uns gegeben; zum Preise seiner wunderbaren Gnade, die er an ihm verherrlicht hat; zu der herzlichen Bitte, daß er ihn uns noch ferner erhalten möge zum Segen seines Volkes.

Ueber den Begriff der Tapferkeit.

Geehrte Festversammlung. Liebe Schüler.

Der heutige Tag erinnert uns an das ruhmvollste und folgenreichste Ereignis der neueren Geschichte, an die im gerechten und glücklichen Kampfe gegen den auswärtigen Feind errungene Wiederherstellung des deutschen Reiches. Wenn man unter den vielen Siegen jenes glorreichen Krieges gerade den von Sedan gewählt hat, um daran eine Gedächtnisfeier von so allgemeiner Bedeutung zu knüpfen, so war der Grund, daß in keinem anderen das Walten der sittlichen Weltordnung in so großartiger, fast dramatischer Deutlichkeit vor Augen trat, und daß in dem freudigen Schauer, denn jene erhabene Erscheinung im Herzen der ganzen Nation erweckte, damals zugleich die Gewißheit aufkeimte, daß eine neue Ordnung der Dinge in Deutschland, in Europa, ja darüber hinaus begründet sei.

Doch nicht auf die unermeßliche Bedeutung dieser Thatsache wollte ich jetzt die Aufmerksamkeit lenken, sondern, was mehr noch der Aufgabe einer Stätte der Jugendbildung entspricht, auf die Betrachtung einer der Kräfte, welche jenes Ereignis herbeiführten, und zwar der allgemeinsten unter ihnen, daß ich es kurz sage, der Tapferkeit.

Wenn es dann der gegebenen Anregung gelänge ein fruchtbringendes, zur That treibendes Nachdenken über diesen Gegenstand in den jungen Gemütern hervorzurufen, so wäre dies ein Erfolg, der ganz im Sinne und Zwecke unserer Feier läge, um so mehr, als die kriegerische Tapferkeit, wie sich ergeben wird, nicht specifisch verschieden ist von derjenigen, welcher wir alle benötigt sind.

Der Sache selbst aber wie dem Charakter des Gymnasiums angemessen wird es sein uns zunächst die Lehren des klassischen Altertums über die Tapferkeit kurz zu vergegenwärtigen.

Den ersten Versuch einer Feststellung des Begriffes der Tapferkeit hat uns Xenophon in den Denkwürdigkeiten seines Lehrers Sokrates überliefert. Diesem galt, wie jede Tugend, so auch die Tapferkeit als ein Wissen, mit welchem die Ausführung notwendig und überall verbunden sei. Es wird geradezu für unmöglich erklärt, daß jemand das Gute wisse und nicht thue. Wie Sokrates diese Anschauung,

deren Gegenteil die Erfahrung jedes Tages hundertfältig zu erhärten scheint, sich bilden und rechtfertigen konnte, ist nicht dieses Ortes darzulegen. Genug, er hegte sie, und unter dieser Voraussetzung bestimmt er folgerichtig die Tapferkeit als ein Wissen 1) von dem Schlimmen und Gefährlichen, 2) des richtigen Verhaltens zu ihnen. Die Richtigkeit jener Grundvoraussetzung zugegeben, erscheint diese Definition als eine knappe und brauchbare Formel; aber doch auch nur als eine abkürzende Formel. Denn um den Inhalt des Begriffes zu verdeutlichen, muß angegeben werden, 1) was man als schlimme und gefährliche Dinge anzusehen hat, z. B. ob nur die Nöte und Gefahren des Krieges oder auch andere; 2) worin das richtige Verhalten zu ihnen besteht, z. B. ob jede Gefahr zu bestehen ist, oder vor welchen man etwa zurückzuweichen hat. Darüber, sowie über das Verhältnis der Tapferkeit zu den übrigen Tugenden erhalten wir bei Xenophon keinen Aufschluß.

Einen bedeutenden Fortschritt erfährt, wie die sokratische Philosophie überhaupt, so auch die Lehre von der Tugend und der Tapferkeit insbesondere durch Plato, welcher der Entwickelung des letzteren Begriffes einen seiner frühesten Dialoge, den Laches, gewidmet hat, der zu den reifsten Jugendwerken Platos gehört. Die hier gefundenen Bestimmungen werden durch spätere im Protagoras und in den Büchern über den

Staat ergänzt. Der Gang jenes zuerst genannten Gespräches ist in kurzen Zügen folgender.

Lysimachus und Melesias, die unberühmten Söhne der großen Athener Aristides und Thucydides, haben in dem Bemühen ihren Söhnen eine sorgfältige Erziehung zu geben, damit sie einst den Großvätern, deren Namen sie auch tragen, ähnlich werden möchten, weil ihnen jemand die Hoplomachie, d. i. das kunstmäßige Fechten in voller Rüstung, als eine nützliche Disciplin empfohlen hat, einen berufenen Meister dieser Kunst kommen lassen und zu der Vorstellung, die er darin giebt, Laches und Nikias, zwei gefeierte Feldherren der nachperikleischen Periode, eingeladen, damit sie ihre Meinung darüber abgeben, ob die Hoplomachie eine nützliche Übung und jener Mann ein geeigneter Lehrmeister derselben für die jungen Leute sei. Mit den Feldherren ist auch Sokrates erschienen. — Zuerst erklärt sich Nikias, dem vorsichtigen Wesen gemäß, welches die Geschichte von ihm berichtet, mit verständiger Begründung *für* die Erlernung der Hoplomachie. Ihm entgegen behauptet Laches, der tapferes Draufloßgehen seinen Künsten weit vorzieht, daß die Hoplomachie ganz überflüssig sei. Er schließt dies daraus, daß die Spartaner, die anerkannten Meister der Kriegskunst, von ihr nichts wissen wollen, und daß er in der Schlacht die Lehrer der Hoplomachie sich wenig bewähren gesehen hat. So erzählt er auch mit ergötz-

lichem Humor, wie gerade der Mann, dessen Produktionen sie soeben gesehen, in einem Seegefechte mit einer von ihm erfundenen Lanzensichel, die Wunderdinge verrichten sollte, sich außerordentlich lächerlich gemacht hat. Da die Ansichten der Feldherren einander direkt entgegenstehen, wird Sokrates, dessen ruhmvolles Verhalten in der Schlacht bei Delion ihn berechtigt erscheinen läßt mitzureden, aufgefordert die Entscheidung zu geben. Er lehnt dies ab, weiß aber geschickt die Unterredung auf ein größeres und fruchtbareres Gebiet hinüberzulenken. Die beiden Väter beabsichtigten im Grunde offenbar nichts anderes als ihre Söhne zur Tugend zu erziehen. Um dies zu können, müsse man wissen, was Tugend sei, und da die gesamte Tugend zu betrachten eine zu umfassende Aufgabe sein würde, möge man sich auf den Teil derselben beschränken, welcher mit dem Anlasse zu dem Gespräche in nächster Beziehung stehe, auf die Tapferkeit. — Laches, welcher seine Bereitwilligkeit zu solcher Untersuchung in einer für Sokrates sehr schmeichelhaften Weise erklärt hat, in welchem er mit Freuden einen Mann erblickt, bei dem Wort und That in schönster Harmonie stünden, macht den ersten Versuch einer Definition der Tapferkeit, indem er sie demjenigen zuspricht, welcher entschlossen ist gegen die Feinde mit Behauptung seines Postens zu fechten und nicht flieht: eine Anschauung, welche wohl heute noch der populären

Denkweise am nächsten liegt und auch in dem Worte »tapfer« sich wiederspiegelt, welches ursprünglich »gewichtig, fest« bedeutet, sowie Laches bei seiner Erklärung unstreitig den schwer gerüsteten und nicht sehr beweglichen Hopliten im Auge hatte. Sokrates deckt sogleich die Unzulänglichkeit dieser Bestimmung auf durch Verweisung nicht nur auf das Reitervolk der Skythen, die im Fliehen kämpften, sondern auch auf das schwere Fußvolk der Spartaner, welches in der Schlacht bei Platää durch verstellte Flucht die Reihen der Perser gelockert haben soll; er erweitert ferner, und dies erscheint besonders wichtig, das Gebiet der Tapferkeit über den Krieg hinaus, so daß es die Gefahren zur See, in Krankheiten, Armut und Staatsgeschäften, ja den Kampf gegen Lüste und Begierden, kurz alle leiblichen und geistigen Nöte oder den ganzen Bereich des sittlichen Lebens, wo und wie immer es gefährdet sein mag, umfaßt. Laches stimmt dem zu und giebt nunmehr als durchgängige Beschaffenheit der Tapferkeit in allen diesen Fällen eine gewisse, mit Überlegung verbundene Beharrlichkeit der Seele an, muß aber bald einräumen, daß nicht jede überlegte Beharrlichkeit, zum Beispiel nicht die des vorsichtigen Finanzmannes oder des Arztes, Tapferkeit sei, und daß andrerseits, je mehr das Bestehen der Gefahr als Werk kluger Berechnung erscheint, es umsomehr auch den Charakter des Rühmlichen verliert, während die

Tapferkeit doch etwas sehr Rühmliches sein sollte: kurz daß auch die neue Erklärung nicht genügend sei. — Scheinbar ratlos wendet sich Sokrates um Hilfe an Nikias. Mit überlegener Ruhe und Sicherheit stellt dieser, an frühere eigene Äußerungen des Sokrates anknüpfend, als das Wesen der Tapferkeit die Kunde des zu Fürchtenden und nicht zu Fürchtenden sowohl im Kriege als in jeder anderen Beziehung auf; also fast genau wie Sokrates bei Xenophon, mit Hinzufügung einer Bezeichnung ihres Gebietes. Laches ist, wie natürlich bei einem tapferen, aber im abstrakten Denken wenig geübten Kriegsmanne, schier ungehalten über die Behauptung, daß Tapferkeit Wissen sein solle, und schilt den Scharfsinn, mit welchem der philosophisch geschulte Nikias seinen Satz verteidigt, Prunken mit sophistischer Weisheit, unziemlich einem Staatsmanne und Feldherren. Sokrates ist nicht dieser Meinung und veranlaßt den Nikias durch weiteres Befragen u. a. zu der nicht unwichtigen Erklärung, daß er kein Tier als tapfer gelten lasse, was wiederum den Unwillen des Laches erregt, daß Löwen, Pantern und anderen Tieren, denen alle Tapferkeit zugestehen, diese abgesprochen werden solle. Nikias aber bleibt fest. Nicht nur den Tieren, sondern auch allen Menschen, welche aus Unkenntnis das zu Fürchtende nicht fürchten, weigert er das Lob der Tapferkeit. Tapferkeit besäßen nur einige sehr Wenige, Keckheit

und Verwegenheit aber und mit Unvorsichtigkeit verbundene Furchtlosigkeit sehr Viele, Männer, Frauen, Kinder und Tiere. — Nun aber führt Sokrates eine bedeutsame und überraschende Wendung des Gespräches herbei. Indem er sich nämlich von Nikias zugeben läßt, daß das zu Fürchtende ein zukünftiges Übel, das nicht zu Fürchtende ein zukünftiges Gut sei; daß ferner das Wissen des werdenden Guten oder Übeln dasjenige des gewesenen und seienden voraussetze und einschließe, erweist er, daß die Tapferkeit Wissen des ganzen Guten und Übeln, d. i. die ganze Tugend sei, während sie doch ein Teil, etwa ein Dritteil derselben sein sollte. Nikias weiß keinen Rat und gesteht die Unrichtigkeit seiner Erklärung zu.

So schließt die Unterredung scheinbar resultatlos, da keine der aufgestellten Definitionen sich als probehaltig erwiesen hat. Der Mangel, welcher der letzten Bestimmung, daß Tapferkeit Wissen sei, anhaftete, schwindet aber, sobald man die ungeschickte und äußerliche Auffassung der Tapferkeit als eines Teiles der Tugend fallen läßt. Diesen Fortschritt vollzieht Plato im Protagoras, wo die Einheit der Tugend als Wissen des Guten, von welcher die Weisheit, Besonnenheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit zwar verschiedene Erscheinungsformen sind, aber so, daß in jeder alle anderen, also die gesamte Tugend, enthalten sind, deutlicher hervortritt. Damit ist auch die landläufige

Meinung, welche hier dem Sophisten Protagoras in den Mund gelegt wird, daß viele Menschen höchst ungerecht, verrucht, unbesonnen und unwissend, dabei aber auf eine ausgezeichnete Weise tapfer seien, schlagend widerlegt.

Noch aber vermißt man die specifische Differenz, welche der Tapferkeit gegenüber den anderen Tugenden eignet, und eine feste Stellung derselben im sittlichen Organismus. Aufschluß darüber findet man in dem Gespräche über den Staat. Hier wird der Tapferkeit im Anschluß an die inzwischen gefundene Dreiteilung der Seele als eigentümliches Gebiet dasjenige Vermögen angewiesen, welches zwischen dem sinnlich-begehrlichen und dem denkenden mitten inne liegt und etwa dem entspricht, was wir Gemüt zu nennen pflegen, während die Mäßigung als die Tugend des niedrigsten oder begehrenden, die Weisheit als die des höchsten oder denkenden Vermögens erscheint, die Gerechtigkeit aber in dem richtigen Verhältnisse dieser zu Tugenden erhobenen Kräfte zu einander besteht. Innerhalb des platonischen Idealstaates entsprechen diesen Seelenvermögen die drei Stände der Gewerbthätigen, Krieger und Herrscher oder Wissenden, deren jeder zur vorzugsweisen Ausübung der ihm eigenen Tugend berufen ist. Indem so die im Individuum verbundenen Funktionen im Staate auseinander treten, erscheint die Tapferkeit nicht mehr als Wissen, sondern, ähnlich,

wie im Laches einmal aufgestellt wurde, als eine gewisse Beharrlichkeit, als Aufrechterhalten der richtigen Meinung vom Gefahrdrohenden. Die richtige Meinung aber wird durch die Erziehung gemäß den Gesetzen hervorgebracht, welche die Wissenden gegeben haben. Dabei wird ausdrücklich festgehalten, daß die Tapferkeit sich nicht nur im Kriege, sondern auch in Betrübnis, Lust und Begierde zeige, und daß Kühnheit und Verwegenheit, wie sie wohl auch Sklaven und Tiere zeigen, nicht den Namen der Tapferkeit verdiene.

Eine wesentlich andere Gestalt, trotz mancher Berührung mit der platonischen Lehre, erhält der Begriff der Tapferkeit durch Aristoteles. Diesem gilt die Tugend überhaupt nicht mehr als ein Wissen, wenn sie auch nicht ohne Wissen denkbar ist, sondern als eine aus freiem Willensentschluß hervorgehende, durch Übung erworbene Fertigkeit, welche auf ein gewisses Mittelmaß zwischen den Extremen des Zuviel und Zuwenig in Affekten und Handlungen abzielt. Bestimmt wird dies Mittelmaß durch die Vernunft. Man gelangt aber zur Tugend nicht etwa durch Philosophieren, wie die Sokratiker gemeint hatten, sondern durch tugendhaftes Handeln, und es kommt nicht nur sehr viel, sondern geradezu alles darauf an, daß man gleich von frühester Jugend an richtig gewöhnt werde, wie denn auch Plato in der letzten Phase seines Philosophierens seinen idealen Staat auf die sorgfältigste

Erziehung gründete. Denn bei der Macht der sinnlichen Triebe und der Leidenschaften kann die sittliche Bildung des einzelnen nicht bis zu dem Zeitpunkte verschoben werden, wo seine Vernunft hinlänglich entwickelt wäre das Richtige zu treffen, sondern das sittlich Gute tritt ihm zunächst äußerlich in den Geboten und Verboten der Erzieher, vornehmlich aber in den Gesetzen des Staates entgegen.

Die Tapferkeit nun hat die furchtsamen und mutigen Empfindungen zu ihrem Material und steht als ein Mittleres zwischen der Verwegenheit, die nichts fürchtet und zu allem Mut hat, und der Feigheit, die zu nichts Mut hat und alles fürchtet. Das zu Fürchtende ist im allgemeinen das Übel. Doch fallen nicht alle Übel in den Bereich der Tapferkeit, sondern Aristoteles scheidet zunächst diejenigen aus, die man unter allen Umständen fürchten muß, wie die Bescholtenheit, welche nicht zu fürchten sogar schimpflich wäre, und diejenigen, welche man gar nicht fürchten soll, wie Armut, Krankheit und überhaupt solche Übel, welche nicht aus Schlechtigkeit herrühren und nicht von uns abhängen. Der Grund ist, daß hier von keinem Mehr oder Minder der Furcht, also auch von keinem Mittleren, d. i. von keiner Tapferkeit die Rede sein kann. Wer für Weib und Kind fürchtet, ist darum nicht feige, und wem vor Auspeitschung nicht graut, nicht tapfer. Von den anderen Übeln wird das furchtbarste als

das eigentliche Feld der Tapferkeit hervorgehoben. Dies ist der Tod, und zwar wiederum nicht der im Meere und in Krankheiten, sondern der rühmlichste, nämlich der Tod vorm Feinde. Im eigentlichen Sinne tapfer ist der, welcher da, wo es sich um ehrenvollen Tod handelt und im Angesichte alles dessen, was unmittelbar den Tod bringt, furchtlos ist; von letzterer Art sind aber vorzugsweise die Gefahren, welche der Krieg bringt. — Weil nun diese Furchtlosigkeit des Tapferen gegenüber der Todesgefahr auf Ehr- und Pflichtgefühl beruht, so hat sie nichts gemein mit der Weichlichkeit und Feigheit derer, welche, um der Armut oder dem Liebesgram oder einer anderen Mühsal zu entgehen, den Tod suchen. Sie ist aber auch nicht gleichbedeutend mit dem Leichtsinne oder der Fühllosigkeit des Söldners, der wenig zu verlieren hat und sein Leben um geringen Gewinn verkauft. Vielmehr erkennt Aristoteles ausdrücklich an, daß Tod und Wunden auch dem Tapferen schmerzlich sind. Er hält ihnen aber Stand, weil Pflicht und Ehre es gebieten. Und je tugendhafter in allen Beziehungen, je reicher an Gütern des Lebens einer ist, um so schwerer wird ihm der Tod ankommen: denn ein solcher verdient am meisten zu leben, und er begiebt sich mit vollem Bewußtsein der größten Güter, und das ist schmerzlich. Allein er ist darum nicht weniger tapfer, ja vielleicht in noch höherem Grade,

weil er die Pflicht auf dem Felde der Ehre jenen Gütern vorzieht. Also, schließt hieraus Aristoteles, ist nicht bei allen Tugenden möglich sie mit Freuden auszuüben, abgesehen von der Befriedigung über die Erreichung des Zieles. Diese letztere Bestimmung steht mit der anderwärts von Aristoteles mit Recht aufgestellten Lehre in Widerspruch, wonach die Freude, die man am tugendhaften Handeln empfindet, als Kennzeichen der erlangten Fertigkeit im Guten, d. i. der Tugend anzusehen ist, wobei ausdrücklich angeführt wird, daß nur, wer mit Freudigkeit oder doch wenigstens nicht mit Unlust die Gefahr bestehe, tapfer sei, feige aber, wer mit Schmerzgefühl. Es hat dies Schwanken seinen letzten Grund in der Diesseitigkeit der aristotelischen Ethik, für welche der Unsterblichkeitsglaube, wenn er auch nicht bestritten wird, keine praktische Bedeutung hat. Denn die Glückseligkeit, welche durch das tugendhafte Handeln hervorgebracht werden soll, schließt mit dem irdischen Leben völlig ab, und es ist allerdings begreiflich, daß die Ausübung einer Tugend, deren letzte Konsequenzen dahin führen, eben jene Glückseligkeit aufzugeben, welche zu schaffen auch sie berufen ist, niemand mit ungetrübter Befriedigung erfüllen kann.

Außer der vorhin dargestellten Tapferkeit stellt Aristoteles noch fünf Scheinarten derselben von geringerem und geringem Werte auf. Am nächsten steht der wirklichen Tapferkeit die bürgerliche, welche

die Gefahr zwar nicht aus eigenem freien Entschlusse, aber doch um der Ehren und Ehrenstrafen willen besteht, welche die Gesetze auf das Bestehen oder Nichtbestehen derselben gesetzt haben. Hierher gehören noch, wenn sie schon tiefer stehen, diejenigen, welche, von Fürsten und Oberen gezwungen, aus Furcht vor schmerzlichen Strafen in den Kampf gehen, oder weil etwa die Befehlshaber auf sie einhauen lassen, wenn sie zurückweichen, oder sie vor einen Graben und andere Hindernisse stellen, damit sie nicht fliehen können.

Das zweite ist die Tapferkeit des Erfahrenen, des gedienten Söldners, auf welchen die »leeren Schrecken« des Krieges, die dem Unerfahrenen Furcht einflößen, keinen Eindruck mehr machen, der, in Angriff und Verteidigung gleich geübt und mit der zweckmäßigsten Bewaffnung ausgestattet, sich einer verhältnismäßigen Sicherheit erfreut. Wenn er aber das Bewußtsein der Überlegenheit nicht mehr hat, wenn er an Zahl und Ausrüstung hinter dem Feinde zurücksteht, dann ist er der erste, der flieht, weil er den Tod mehr fürchtet als die Schande, während ein Bürgerheer bis in den Tod aushält, weil es diesen einer solchen Rettung vorzieht. So liefen in der Schlacht auf dem Hermesfelde bei Koronea die Söldner dieser Stadt gleich zu Anfang davon, während die Bürger derselben alle im tapferen Kampfe fielen.

Es folgt die Tapferkeit des cholerischen Tempera-

mentes oder des aufwallenden Zornmutes, die man auch bei Tieren beobachtet, wenn sie gereizt sind. Allein, wer so, von Leidenschaft getrieben, in den Kampf geht, darf wohl streitbar heißen, aber nicht tapfer. Doch kann die Streitbarkeit zur wahren Tapferkeit werden, wenn freier Entschluß und rechtes Ziel dazutreten.

An vierter und fünfter Stelle werden diejenigen aufgeführt, welche in sanguinischer Hoffnung, weil es ihnen schon oft glückte, und die, welche aus Unkenntnis der Gefahr sich mutig zeigen. Beider Mut aber schlägt in Feigheit um, sobald die Dinge nicht so gehen, wie man gehofft hatte, oder sobald die Gefahr erkannt ist; wie es den Argivern erging, als sie Sikyonier anzugreifen glaubten und plötzlich in den Gegnern Spartaner erblickten.

Die Beschränkung der Tapferkeit auf das kriegerische Gebiet, welche Aristoteles ausgesprochen hatte, erscheint aufgehoben bei Cicero, welcher sie wenigstens auch für die Thätigkeit des Staatsmannes in Anspruch nahm. Die Möglichkeit dazu gewährte ihm die Lehre der Stoiker, denen er in ethischen Fragen zumeist folgte, und doch konnte er wieder nur durch Abschwächung der starren stoischen Principien, die zur Weltflucht trieben, sie mit dem praktischen römischen Geiste und der nüchternen Anschauung des Politikers vereinen. Während dem Aristoteles als Tugend das konstante Maßhalten in den Affekten oder ihre Regulierung durch die Vernunft galt, sieht der Stoiker dieselben als etwas durchaus Krankhaftes an, das nicht reguliert, sondern ertötet werden muß, und Schmerz und Lust, die jene begleiten, als wertlos, als das Höchste — Unempfindlichkeit. Es ist leicht zu sehen, daß die Furchtlosigkeit, die daraus entspringen muß, zum Bestehen jeglicher Mühsal und Gefahr in Feld und Staat befähigt, und eben dies machte den Stoicismus den Römern wert; aber eben so klar ist, daß auch das, was dem Römer das Höchste war, sein Staat und dessen Weltherrschaft, dem konsequenten Stoiker gleichgiltig werden mußte, der in einsamer Erhabenheit sein Glück in der völligen Unabhängigkeit von allem Äußeren, in Seelenruhe und Übereinstimmung mit sich sah. Doch sehen wir zu, wie Cicero selbst mit dieser Schwierigkeit sich abfand.

Die Tapferkeit, sagt er im ersten der Bücher über die Pflichten, ist die glänzendste und gepriesenste Tugend. Wenn sie aber der Gerechtigkeit entbehrt, nicht für das gemeine Wohl, sondern für den eigenen Vorteil kämpft, gehört sie zum Laster. Darum wird sie von den Stoikern richtig als die Tugend definiert, welche für die Gerechtigkeit kämpft; und niemand hat durch Hinterlist und Bosheit den Ruhm der Tapferkeit erlangt, weil nicht ehrenvoll sein kann, was der Gerechtigkeit entbehrt. Trefflich also ist Platos Ausspruch: »Wie das Wissen ohne Gerechtigkeit vielmehr Verschlagenheit als Weisheit heißen muß, so

möge auch der gefahrbereite Sinn, wenn er von eigener Begier, nicht vom gemeinen Nutzen seinen Impuls empfängt, weit eher Verwegenheit heißen als Tapferkeit«. Daher wollen wir tapfere Männer großherzig, gut, gerade, wahrheitsliebend und keineswegs hinterhaltig sehen: was alles ganz eigentlich zur Gerechtigkeit gehört. Aber es ist sehr häßlich, daß sich in solche Erhebung und Größe der Gesinnung sehr leicht zwei Fehler, Hartnäckigkeit und allzugroße Herrschbegier, einnisten. Letztere verträgt sich schwer mit der Gerechtigkeit. Aber je schwieriger die Aufgabe, desto rühmlicher. Für tapfer also und hochherzig müssen gelten nicht die, welche Unrecht thun, sondern die, welche es abwehren. Die wahre und weise Seelengröße sucht ihre Ehre in Thaten, nicht im Ruhm. Denn wer vom Irrtum der Menge abhängt, kann nicht zu den großen Männern gerechnet werden.

Tapferer und hoher Sinn äußert sich hauptsächlich zwiefach: 1) in der Verachtung der äußeren Dinge auf Grund der Überzeugung, daß der Mensch nur das Gute und Anständige bewundern, wünschen und erstreben, dagegen keinem Menschen, keiner Gemütserregung, keinem Geschicke erliegen darf; 2) bei solcher Gesinnung in der Verrichtung großer, heilsamer und dabei schwieriger, mühevoller, mit Gefährdung des Lebens und seiner Güter verbundener Thaten. An das letztere dieser beiden Momente schließt sich aller

Glanz, Größe und Nutzen; dasjenige aber, was tapfere Männer *macht*, ist das erstere; denn dies bringt die über Menschliches erhabene Gesinnung hervor. Diese selbst wiederum tritt in zwei Dingen zu Tage: 1) in der alleinigen Anerkennung des Sittlichen als Guten; 2) in der Freiheit von jeglicher stürmischen Gemütsbewegung. — Was der Menge außerordentlich und herrlich erscheint nach festem Grundsatze verachten, das herbe Geschick mit Gelassenheit und Würde ertragen, das ist Tapferkeit, Stärke und Beharrlichkeit. Wer aber von Furcht und Mühsal nicht gebrochen und gebeugt wird, dem ist nicht ziemlich, daß er sich von Begierde und Lust brechen und beugen lasse. Darum muß man sich vor Geldgier und Ruhmsucht hüten, überhaupt aber von jedem heftigen Affect, von Begierde und Furcht, wie von Kümmernis, Freude und Zorn frei bleiben, damit Ruhe und Sicherheit einkehre, welche Beständigkeit bringt und auch Würde. Diese Ruhe zu finden haben sich viele vom öffentlichen Leben zurückgezogen und der Muße ergeben, darunter die berühmtesten und bedeutendsten Philosophen und manche strenge und ernste Geister, die, vom Treiben der Fürsten und Völker angeekelt, in der Zurückgezogenheit des Landlebens Befriedigung suchten. Diese verfolgen dasselbe Ziel wie die Könige und Machthaber: *Unabhängigkeit*; aber die einen durch Macht, die anderen durch Selbstbeschränkung. Beide Lebensansichten sind un-

verwerflich; allein während das Leben der Stillen leichter, sicherer, weniger beschwerlich ist, ist das dem Staate und großen Thaten zugewendete fruchtbringender für die Menschheit und ruhmreicher.

Cicero will das erstere den ausgezeichneten philosophischen Köpfen, den durch Kränklichkeit oder eine andere triftige Ursache Behinderten zugestehen. Den anderen rechnet er die angebliche Verachtung der Macht zum Tadel. Freilich muß man ihnen in der Geringschätzung des Ruhmes Recht geben; aber sie scheinen sich vor den Mühen und Lasten der Feindschaften und Niederlagen wie vor einer Art Schmach zu fürchten. Manche nämlich sind sehr inkonsequent, verschmähen Lust und Ruhm aufs strengste und zeigen sich in Schmerz und Schmach weichlich und schwach. Wer von Natur zur praktischen Thätigkeit ausgerüstet ist, muß die politische Laufbahn betreten. Anders kann der Staat nicht regiert, die Seelengröße nicht gezeigt werden. Wer aber der Politik sich zugewendet, muß fast noch mehr als die Philosophen die irdischen Dinge verachten und Seelenruhe haben, wenn er ohne Beängstigung mit Würde und Standhaftigkeit leben will. Der Philosoph hat das leichter, weil sein Leben dem Geschicke weniger Angriffspunkte bietet, weil er bedürfnisloser ist und nicht so schwerem Sturze ausgesetzt. Wenn die Menge Kriegsthaten höher stellt als politische, so muß diese Ansicht eingeschränkt werden. Bei richtiger Beurteilung steht vielmehr die politische Tapferkeit hinter der kriegerischen nicht zurück, zumal sie mehr Studium und Arbeit erfordert. Überhaupt wird das Gute und Große durch Geistes- nicht durch Körperkräfte hervorgebracht, wenn auch der Leib durch Übung zum Dienste der Vernunft geschickt zu machen ist.

Zwecklos aber im Schlachtgewühl sich tummeln und mit dem Feinde sich herumschlagen ist etwas Rohes und Tierisches. Allein, wenn es Zeit und Notwendigkeit fordert, muß man sich tapfer schlagen und den Tod der Knechtschaft und Schande vorziehen. Es ist also, wenn man Gefahren entgegengeht, die Methode der Ärzte zu befolgen, welche leicht Kranke gelind behandeln, in schwereren Krankheiten aber gewagte Kuren anzuwenden gezwungen sind. Gefährlich aber sind Actionen teils für die Unternehmer, teils für den Staat. Man muß nun bereiter sein die eigenen als die öffentlichen Interessen zu gefährden. Es haben sich aber viele gefunden, die zwar Geld und Leben für das Vaterland dahinzugeben gewillt waren, gleichwohl aber nicht den geringsten Verlust an ihrem Ruhme erleiden mochten, selbst nicht, wenn das Staatswohl es forderte, wie Kallikratidas nach vielen rühmlichen Thaten zuletzt alles verdarb, weil er, als man ihm riet vor den Athenern zu weichen, zur Antwort gab: die Spartaner könnten nach Verlust jener Flotte eine andere bauen, er könne

ohne persönlichen Schimpf nicht fliehen. Wie viel besser verfuhr Q. Maximus, der, unbekümmert um die Volksstimme, durch weise Zurückhaltung den Staat rettete. Diese Art Fehler ist auch in der Politik zu vermeiden; denn manche wagen ihre Meinung, auch wenn sie die trefflichste ist, aus Furcht vor Feindschaft nicht zu sagen.

Niemand wird in diesen Ausführungen des großen Redners und geschickten Staatsmannes strenge Folgerichtigkeit des Denkens finden, wohl aber eine Folgerichtigkeit, wenn man so sagen darf, der Gesinnung, deren Feinheit, Würde und Wärme erfreulich wirken, und welche ihn u. a. die versteckte Eitelkeit in der Ruhmesverachtung der Stoiker richtig herausfühlen läßt, an dem kalten Egoismus ihrer Vereinzelung wenigstens vorüberführt. Immer aber bleibt auch Ciceros Tugend- und Tapferkeitsbegriff wie der des ganzen Altertums in den Schranken der Nationalität und der Lebensstellung befangen. Bei den Anweisungen, die er giebt, denkt er offenbar nur an einen Kreis vornehmer Römer, die zu einer Rolle in Staat und Heer berufen schienen, ganz so wie dem Socrates, Plato und Aristoteles ein tugendhafter Mann nur der freigeborene Grieche aus gutem Hause, nie der Barbare oder Sklave sein konnte.

Den unermeßlich großen Gedanken einer allgemeinen, an keinen Stand und keine Nationalität gebundenen Tugend zu fassen war erst dem Christentume möglich.

Merkwürdiger Weise tritt nun in den Darstellungen der christlichen Sittenlehre die Tugend der Tapferkeit immer mehr zurück, obwohl in der heiligen Schrift von dem sittlich-religiösen Leben vielleicht kein Bild häufiger gebraucht wird als das des Kampfes, dessen Art, Rüstung, Sieg und Lohn immer wieder vor Augen gestellt werden, und obwohl die Kirchen- und Profangeschichte der christlichen Völker von Anfang an reich ist an Zügen des reinsten und erhabensten Heldenmutes. Bewahrte sie anfangs bei der herkömmlichen Herübernahme der vier platonischen Kardinaltugenden wenigstens scheinbar einen Ehrenplatz, so hat sie allmählich mit dem Aufkommen anderer Systeme diesen räumen und sich mit gelegentlichen Berücksichtigungen begnügen müssen. Machen wir nun wenigstens den Versuch aus den verschiedenen Betrachtungsweisen, die wir kennen gelernt haben, eine einheitliche Anschauung unseres Gegenstandes zu gewinnen.

Die Tapferkeit gehört zu demjenigen bewußten Handeln, welches auf die Beseitigung der Hemmnisse gerichtet ist, die sich der Entwickelung zu unserer wahren Bestimmung entgegenstellen, mögen diese schädlichen Einflüsse außer uns oder in uns ihren Ursprung haben, als Schreckniſse oder Reize sich darstellen.

Seine Direktive also erhält dies Handeln von der Idee des Guten, in dessen Verwirklichung wir zu unserer Bestimmung und Glückseligkeit gelangen; sein

Inhalt aber ist nicht das positive Schaffen des Guten, sondern die Überwindung der Kräfte und Mächte, welche das sittliche Leben zu stören und verderben geeignet sind; seine Kraft schöpft es aus dem festen Glauben an den endlichen Sieg des Guten, welcher ohne den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben undenkbar oder vielmehr mit ihm eins ist.

Aus diesen Bestimmungen ergiebt sich das Verhältnis der Tapferkeit zu den übrigen Tugenden und zu der Tugend oder der Sittlichkeit überhaupt. Sie ist nicht etwas, das man neben oder außer der Tugend haben könnte; etwa ein Stück derselben, das sich auch ohne die anderen und im Widerspruche mit ihnen erwerben und festhalten ließe, wie einst Protagoras meinte und vielleicht heute noch viele meinen, daß man ungerecht, unmäßig und dgl. und dabei doch ein sehr tapferer Mann sein könne. Sie hat vielmehr alle übrigen Tugenden zur Voraussetzung und erscheint nur verbunden mit ihnen oder an ihnen; richtiger ausgedrückt, sie ist nur eine besondere Seite der Einen und unteilbaren Tugend, eine der notwendigen Äußerungen des sittlichen Lebens. Aber sie ist nicht die ganze Tugend, nicht das sittliche Leben selbst, sondern der Schutz und Schirm desselben, unter welchem es inmitten einer feindseligen Welt Raum und Sicherheit findet zu seiner Ausgestaltung. Ihre Ausübung verhält sich zu den übrigen sittlichen Funktionen wie etwa der Kriegszustand zu der friedlichen Entwickelung des Staatslebens; nur daß wir hier *immer* in diesem Kriegszustande leben, wenn schon Unterschiede stattfinden in der Art und Heftigkeit des Kampfes.

Jedoch nicht jede Thätigkeit der bezeichneten Art werden wir tapfer nennen und nicht jedem, der einmal eine tapfere That vollbrachte, darum schon das Lob der Tapferkeit beilegen. Vielmehr ist dazu eine gewisse intensive und extensive Größe derartiger Handlungen unerläßlich. Die intensive Größe aber, so wenig sie sich ziffermäßig ausdrücken läßt, wird bestimmt durch das Verhältnis der widerstreitenden Kräfte. Niemand wird es eine tapfere That nennen, wenn ein Mann den Widerstand eines Knaben überwältigt, wie notwendig und heilsam diese Überwältigung auch sein mag; unbedenklich aber werden wir es thun, wenn er unter der erwähnten Voraussetzung einen gleich starken oder gar stärkeren Mann bezwingt. Ein hungriges Kind, welches unbewacht und ohne Gefahr der Entdeckung und Strafe einem Vorrate leckerer Speisen gegenübersteht und sein Verlangen dennoch bezwingt, handelt tapfer; ein Jüngling unter denselben Umständen zwar recht, aber nicht tapfer. Denn der Reiz zum Unrecht ist für die noch unentwickelte sittliche Kraft des Kindes weit größer als für die des Jünglings; um so mehr aber hat es auch in der Bewältigung desselben einen Sieg über sich selbst davon ge-

tragen, den schwersten von allen. Ebenso wird, um einer Person die Tapferkeit zuzusprechen, erforderlich sein, daß sie nicht nur ein oder einige Male in der bezeichneten Weise handele, sondern, wenn nicht bei jeder, so doch bei den meisten der im Leben dazu ergehenden Aufforderungen, daß das tapfere Handeln zur tugendhaften Gewöhnung und Fertigkeit geworden sei. Hier scheint sich nun das Seltsame zu ergeben, daß, je weiter einer in der Tapferkeit gekommen sei, um so weniger von ihr die Rede sein könne. Ein Held, der seine Gegner wie spielend nieder wirft; ein Tugendvirtuos wie Sokrates, dem die Versuchung so wenig anhat, daß es aussieht, als bemerke er sie gar nicht: was scheinen sie Rühmlicheres zu thun als ein Knabe, der Disteln köpft, oder als ein Kind, das in argloser Unschuld durch Schlechtigkeit und Gemeinheit hindurchschreitet?

Doch dies ist eben die höchste Stufe und das Wahrzeichen jeder vollendeten Tugend, daß ihre Thaten leicht und mühelos wie aus Naturbestimmtheit hervorzugehen scheinen. Allein zu dieser Höhe kann der Tugendhafte, für unsere Betrachtung also der Tapfere, nur durch andauernde und ernste Anstrengung gelangen, und in der Wertschätzung, welche wir der erworbenen Fertigkeit unwillkürlich zollen, bildet die Summe der Widerstände, welche überwunden werden mußten, um jene zu erreichen, bewußt oder unbewußt einen bedeutenden Faktor.

So viel freilich muß zugegeben werden, daß, wo das Gut-sein und -handeln oder der gute Wille keinem Widerstande oder nur sehr geringem begegnet, wo keine Möglichkeit seines Unterliegens vorhanden ist, die Tapferkeit nicht statt hat. Darum können wir nicht von einer Tapferkeit Gottes reden, weil seine Macht keine anderen Schranken hat, als die er selbst ihr gesetzt, und gegen die seine alle andern Kräfte verschwinden. Ja auch für uns Menschen ist die Tapferkeit, um hier diesen treffenden theologischen Ausdruck zu gebrauchen, eine Tugend der streitenden, nicht der triumphierenden Kirche. Sie ist die Tugend als kämpfende im Reiche der Unvollkommenheit, wo das Böse noch Macht hat, und wird aufhören im Reiche der Vollendung und Liebe, wo auch der Glaube und die Hoffnung aufhören werden.

Wir bezeichneten vorhin als das Ziel des bewußten Handelns, dessen fortgesetzte Übung bei stärkeren Anlässen Tapferkeit heißt, die Beseitigung der Hemmnisse, welche sich der Entwickelung zu unserer wahren Bestimmung entgegenstellen. Je nach den Umständen, d. h. je nach der Art der drohenden Schädlichkeiten und dem Maße unseres Vermögens wird dieses Handeln bald ein Angreifen und Überwältigen, bald ein Abwehren und Aushalten sein; jenes eignet im allgemeinen mehr der männlichen Natur, dieses der weiblichen, ohne daß den Männern die leidentliche, den

Frauen die aggressive Form der Tapferkeit entbehrlich sein könnte. Sie wird ferner auf allen Gebieten des menschlichen Wesens sich äußern, so weit sie dem Willen zugänglich sind: so im leiblichen Leben als Rüstigkeit in Strapazen und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und Schmerz, insofern sie Produkt bewußter Zucht und Abhärtung ist; im Seelenleben in der Abwehr unzulässiger Gefühle, Begierden und Vorstellungen, als Mut, Ausdauer, Geduld und Standhaftigkeit; auf rein geistigem Gebiete als strenge Geschlossenheit des Denkens, die Fremdartiges abweist, und als Mut der Konsequenz.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß vorzugsweise Anerkennung zu allen Zeiten immer diejenige Tapferkeit gefunden hat, welche nicht nur für sich, sondern auch für andere kämpft, seien es einzelne oder viele, und am meisten dann, wenn der Kampf mit Lebensgefahr verbunden war oder wirklich zur Aufopferung des Lebens führte. Denn die Güte und Stärke des Willens scheint hier für viele offen zu Tage zu liegen. Es ist aber wohl möglich, daß manche Handlung der vorhin bezeichneten Art an innerem Werte dieser gleich kommt, ja überlegen ist, und daß die »Ehre vor Gott« auf Krankenbetten häufiger gefunden wird als auf Schlachtfeldern. Allein, — die rechte Triebfeder vorausgesetzt — einen stärkeren Beweis tapferen Sinnes giebt es nicht als

das mutige Bestehen der Todesgefahr. Denn wenn auch das Leben nicht das höchste der Güter und der Tod nicht das größte Übel ist, so ist dieser doch das größte, das man auf sich nehmen, und jenes das höchste, das man wagen darf. Man hat dabei nicht nur an kriegerische Tapferkeit zu denken, sondern jeder, den Amt und Beruf oder andere Umstände dazu führen, sein Leben pflichtmäßig zu gefährden oder hinzugeben, erscheint jener hohen Anerkennung wert. Jener Steuermann, der in Flammen und Rauch das Ruder des brennenden Schiffes bis zur Landung unverrückt festhielt und darüber zur Erhaltung vieler Leben das eigene verlor; so viele Geistliche und Ärzte, die in Zeiten schwerer Epidemieen getreulich ihrem Berufe nachgingen und erlagen; alle die ungezählten Opfer der rettenden Nächstenliebe, die in keinem Amte standen: sie bewiesen mehr echte Tapferkeit als mancher gepriesene Held, der um des eigenen Ruhmes willen in Schlacht und Tod ging. Denn das müssen wir festhalten, daß die Tapferkeit eine Tugend nur ist, wenn sie das Gute zum Ziele hat. Das Gute aber, welches der Krieger verfolgen soll, ist dies: durch Überwindung der Gegner das Heil des Vaterlandes zu fördern. Wohl bringt ihm das Ehre; aber er soll nicht kämpfen, um geehrt zu werden, wie vor Zeiten Kallikratidas, sondern um jenes Gutes willen wie Leonidas, der in schlichtem Gehorsam auf seinem Posten starb,

weil er merkte, daß seine Stadt dazu ihn hingestellt habe. Nur wem Pflicht und Ehre so zusammenfallen, daß er diese lediglich in der Erfüllung jener sucht, mag mit Recht sagen, daß er für seine Ehre kämpfe. Wenn wir sonach keinen qualitativen Unterschied zwischen der bürgerlichen Tapferkeit, wenn man so sagen darf, und der kriegerischen statuieren, so ist doch nicht zu verkennen, daß kein anderer Beruf so reichliche Gelegenheit zur Ausbildung dieser Tugend bietet, als der kriegerische, welcher in jedem Augenblicke die Preisgabe des Lebens erfordern kann.

Zwar nicht das Sterben ist das Ziel der Tapferkeit, weder im Kriege noch irgend sonst, und sie ist nicht identisch mit blindem Drauflosgehen; sondern all ihr Handeln muß von ihrem Zwecke geleitet werden. Dies führt auf das Moment des Wissens in der Tapferkeit, dessen sie auf keinem Gebiete entraten kann. Seinem Inhalte nach wechselnd je nach der vorliegenden Aufgabe, hat es zur allgemeinen Form die Umsicht, welche ebensowohl die geniale Konception des Feldherren und Staatsmannes, als die kluge Benutzung einer sich bietenden Deckung von Seiten des kämpfenden Soldaten umfaßt. Ihre ethische Voraussetzung ist wiederum die Unerschrockenheit, die sich durch nichts in Verwirrung bringen läßt, oder der Mut.

Fragen wir nun, auf die Veranlassung zu unserer Betrachtung uns zurückwendend, welches, abgesehen von

der technischen Unterweisung und Übung, die tiefste und reichste Quelle der kriegerischen Tapferkeit sei, so ist die Antwort, — und ein Blick auf die Geschichte und die Helden des letzten Krieges bestätigt sie, — die Bildung zur Tugend im umfassendsten Sinne.

Wollt Ihr darum, liebe Schüler, einst tüchtige Soldaten werden, wie von deutschen Knaben und Jünglingen nicht anders zu erwarten, so setzet erstlich Euren Leib dazu in stand nicht nur durch gymnastische Übungen, sondern mehr noch durch nüchterne und strenge Lebensweise, damit er, nicht verwöhnt und entnervt durch Bequemlichkeit und Genüsse, ein immer bereiter und auch in harter Zeit leistungsfähiger Diener des Willens sei; bildet ferner Euren Geist in der strengen Zucht wissenschaftlicher Arbeit, damit er jeder billigen Aufgabe sich gewachsen, nährt ihn mit der Anschauung alles Guten und Schönen, damit er des höchsten Aufschwunges sich fähig zeige; erfüllet endlich Euer Herz mit dem festesten Glauben an Gott und sein ewiges Reich, daß ihr dessen so gewiß werdet, wie Eurer eigenen Existenz. Dann werdet Ihr, wenn das Vaterland ruft, imstande sein nicht bloß in der Aufregung der Schlacht, sondern auch unter den tausendfachen niederdrückenden Mühen und Entbehrungen des Krieges mit Freudigkeit Euer Leben samt allen seinen Gütern und Hoffnungen einzusetzen um Gottes willen zum Dienste der Brüder.

Es ist nicht zu erwarten, daß alle oder auch nur die meisten von denen, mit welchen zusammen zu streiten ihr berufen werden könntet, so gesinnt seien. So werdet ihnen zum Vorbilde. In dem letzten Kriege gegen Dänemark rief ein preußischer Oberst seine Leute zum Sturme im Namen Gottes, im Namen des Königs, im Namen des Regiments. Das erste, erzählt er, riß einige fort, das zweite viele, das dritte alle. Hiernach scheint es, daß je die abgeleitetere und geringere Verpflichtung die größere Kraft besitze. Lassen wir uns dadurch nicht täuschen. Was wir hier sehen, ist eine Wirkung des Gemeingeistes, der sich in organisierten Massen immer entwickelt. Aber die Massen sind nicht immer beisammen, und ihre Organisation kann zertrümmert werden. Wir dürfen vielmehr überzeugt sein, daß jene, die erst dem dritten Rufe folgten, nur in manchen, die zweiten in vielen, die ersten in allen Fällen und unter allen Umständen ihre Pflicht gethan haben werden.

Möchtet Ihr immer zu denen gehören, welche von den höchsten und reinsten Beweggründen geleitet werden; sie sind nicht nur die würdigsten, sondern auch die kräftigsten und probehaltigsten.

Druck der Buchdruckerei des Eckartshauses bei Eckartsberga.